
Unsere Städte transformieren. Die öffentliche Rolle von Glaube und Theologie¹

von Felix Wilfred

Die Stadt und ihre Möglichkeiten

Die Menschen haben viele Gründe und Motive, in die Städte zu ziehen. Für manche ist die Stadt ein Ort von Wohlstand, Annehmlichkeiten und hoher Lebensqualität; für andere bietet sie Einrichtungen und Möglichkeiten, um ihre Fähigkeiten und Talente zum Blühen zu bringen. Kein Wunder, dass Aristoteles die Stadt als unentbehrlichen Ort für das „Wohlleben“ bezeichnete. Er meinte damit einen Ort, an dem man ein glückliches Leben führen und „Tugenden“ oder Talente umsetzen kann.² Anders als im Umland entstehen in Städten mit ihrer Bevölkerungsdichte und der Häufung von Talenten tatsächlich Räume für die Maximierung menschlicher Leistungen und für Innovation; sie ermöglichen das Praktizieren von Gerechtigkeit und dienen dem Gemeinwohl. Darüber hinaus ist eine Stadt ein Ort der Freiheit, dessen Atmosphäre es erlaubt, frei von sozialem Anpassungsdruck, erdrückenden Traditionen und Konventionen die eigene Individualität zu entwickeln.

Neben solchen Idealvorstellungen ist in vielen Entwicklungsländern und zunehmend auch in den entwickelten Ländern die Stadt ein Zufluchtsort für viele Opfer unserer heutigen Welt – für die Verarmten, Landlosen, Verlassenen, Vertriebenen, Flüchtlinge, Asylsuchenden, von ökologischen Katastrophen Betroffenen, Landflüchtigen auf der Suche nach Arbeit usw. Die Stadt steht für eine gewisse Hoffnung auf Überleben inmitten vieler Entbehrungen, unter denen die Armen leiden. Chinesische Städte bieten Arbeitsmöglichkeiten

¹ Dieser Beitrag ist bereits erschienen in: *Concilium* 55 (2019) 1, S. 32–43.

² Aristoteles, *Politik*, Berlin 1991, 1252 b 27.

und ziehen die Menschen aus der Umgebung an, und den Dalits (den „Unberührbaren“) versprechen die indischen Städte eine gewisse Anonymität, um Erniedrigungen durch ihre erdrückende Kastenzugehörigkeit zu entgehen.

Der städtische Kontext theologischer Intervention

Die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten, die die Städte bieten, stehen in scharfem Kontrast zu ihren dunkleren Seiten. Zygmunt Bauman beschreibt die Städte in unserer globalisierten Welt folgendermaßen:

„In einer eigentümlichen Umkehrung ihrer historischen Rolle und den ursprünglichen Absichten der Städtebauer sowie den Erwartungen der Einwohner zum Trotz wandeln sich unsere Städte heute von Zufluchtsorten vor Gefahren unversehens zur Hauptursache von Gefahren. B. Diken und C. B. Laustsen vertreten sogar die Ansicht, dass die jahrtausendealte Verbindung zwischen Zivilisation und Barbarei sich umkehrt. Das Leben in der Stadt wird zu einem Naturzustand, bestimmt von der Herrschaft des Schreckens, begleitet von allgegenwärtiger Angst.“³

Zudem scheint die moderne technokratische Stadtplanung insbesondere das Leben der Armen zu erschweren und paradoxerweise unsicherer zu machen, als es je war. Sie sind ständig in Gefahr, aus ihren Behausungen vertrieben zu werden, ihren Lebensunterhalt zu verlieren und, am schlimmsten von allem, ihrer Menschenwürde beraubt zu werden – alles im Namen der Stadtentwicklung.

Während die Stadt *als materieller Raum* nach der Sachkenntnis von Planern, Architekten, Demografen, Ökonomen und anderen verlangt, braucht sie *als Ort, der sich aus Menschen zusammensetzt*, die Unterstützung der Human- und Sozialwissenschaften. Die Theologie könnte sich diesen Disziplinen anschließen und selbst bei der Projek-

³ Zygmunt Bauman, *Does Ethics Have a Chance?*, Cambridge 2008, S. 65.

tierung humaner und umweltfreundlicher Städte der Zukunft mitwirken.⁴

Die moderne Theologie jedoch hat sich in ihren Studien von Schrift und Tradition und in der Hermeneutik immer mit zeitlichen Kategorien – den Fragen von Zeit und Geschichte – befasst. Seit Martin Heideggers *Sein und Zeit* wurden Zeit und Geschichte auch zu wichtigen philosophischen Kategorien. Aber dank kultureller und ökologischer Forschungen ziehen in jüngerer Zeit auch die Kategorien des Raums und der Geografie weltweite Aufmerksamkeit auf sich. Sie sind lange vernachlässigt worden. Auch die Glaubensreflexion sollte sich heute der Stadt als Raum widmen, als einem Ort des menschlichen Zusammenlebens unter bestmöglichen ökologischen Bedingungen. Unsere städtischen Räume sind kulturell, religiös und ethnisch zunehmend plural und vielfältig. Die Ordnung des materiellen Raums und die Stadtplanung mögen überwiegend technische Aktivitäten sein, doch der Glaube könnte dazu einen eigenständigen Beitrag leisten, indem er soziale Räume und Milieus der Gegenseitigkeit und der Verständigung unter verschiedenen Ethnien sowie unter religiösen und kulturellen Gruppierungen schafft. Um dazu in der Lage zu sein, müssen Glaube und Theologie den anthropologischen und sozialen Faktoren, die eine Stadt ausmachen, Rechnung tragen. Die Verweigerung überlebensnotwendiger Güter wie Nahrung, Gesundheitsversorgung, sauberer Umwelt sowie die Erfahrung von Unterdrückung, Arbeitslosigkeit und fehlenden Bildungsmöglichkeiten sind Quellen von Unsicherheit und Gewalt in den Städten überall auf der Welt. In den Städten erlebt man Armut in ihren alten und neuen Formen. Und die Liste ist nicht vollständig, solange wir nicht

⁴ Der zur Verfügung stehende Platz erlaubt mir nicht, die Legitimität und Art der Intervention des Glaubens sowie des theologischen Beitrags zu sozio-politischen Fragen vor allem in postsäkularen Gesellschaften zu diskutieren. Ich habe diese Fragen andernorts behandelt. Vgl. Felix Wilfred, *Theology for an Inclusive World*, Delhi 2019; ders., *Theology to Go Public*, Delhi 2013; Nigel Biggar/Linda Hogan (Hrsg.), *Religious Voices in Public Places*, Oxford 2009.

auch die Faktoren der Ethnie, der Hautfarbe und der Religion einschließen. Es ist allzu bequem, letztere Faktoren bei der Analyse der Lage in den Städten zu umgehen. Darüber hinaus ist in vielen Städten der Welt die Religion keineswegs eine Lösung, sondern eher ein Teil des Problems. Die Religionen und ihre Symbole werden in Machtkonflikten in Stellung gebracht. So sind beispielsweise die indischen Muslime in den Städten zunehmend marginalisierte und verwundbare Minderheiten und Zielscheiben gewalttätiger Übergriffe.⁵ In der westlichen Welt gibt es leider in vielen Städten *institutionalisierten Rassismus und religiöse Vorurteile*, die zu Gewaltausbrüchen führen. Deshalb, denke ich, haben Theologen und Glaubensgemeinschaften im Westen die Pflicht, offene und verdeckte Ausdrucksformen von Rassismus und Diskriminierung von Minderheiten, Ethnien, Migranten und Flüchtlingen mit prophetischen Worten anzuprangern – gerade in einer Zeit, da an diesen Problemen die Europäische Union zu zerbrechen droht.

Interkulturalismus und soziales Kapital

Einerseits wächst die Skepsis, ob das Konzept des Multikulturalismus wirklich brauchbar ist. Andererseits aber möchte man nicht zurück zu einer Politik der erzwungenen Anpassung an die Kultur und Tradition der Mehrheit. Genau an diesem Punkt erkennen wir die Bedeutung des Interkulturalismus. Während der Multikulturalismus das Recht auf Vielfalt einklagt, fordert der Interkulturalismus Offenheit für die Anderen und Verständigung mit ihnen. Das wird kaum allein mittels psychologischer Strategien oder durch gutes Zureden zu erreichen sein; gebraucht werden vielmehr eine andere Vision des Zusammenlebens sowie geeignete Regeln und Praktiken. Ein einfacher gönnerhafter Multikulturalismus, der lediglich die Legitimität von Pluralität anerkennt, kann leicht – wie auch oft befürchtet wird –

⁵ Vgl. Laurent Gayer/Christophe Jaffrelot (Hrsg.), *Muslims in Indian Cities*, Noida 2012.

zur Ghettoisierung führen. Das kann vermieden werden durch Regeln und Praktiken der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gleichheit und Einbindung. Um eine klassische soziologische Unterscheidung von Ferdinand Tönnies (die später von Max Weber übernommen wurde) aufzugreifen: Ein wichtiger Beitrag, den Glaube und Theologie leisten könnten, bestünde darin, städtische *Gesellschaften* zu *Gemeinschaften* zu machen.

In jüngerer Zeit entwarfen der Inder Sri Aurobindo und die französische Mystikerin Mirra Alfassa ein Modell für eine zukünftige interkulturelle Stadt. Sie existiert heute unter dem Namen Auroville in der Nähe von Pondicherry in Indien. Als eine Art experimenteller Vorschein der zukünftigen Einheit der Menschheit leben hier Menschen aus den verschiedensten Nationen mit unterschiedlichen Religionen, Hautfarben und Sprachen zusammen und bilden zusammen die Stadt. Sie ist eingebunden in die Harmonie der Natur. Auroville verkörpert ganz konkret die Vision alternativer Städte der Zukunft. Die Charta der Stadt hält fest: „Auroville wird der Ort einer nie endenden Erziehung sein, eines immerwährenden Fortschritts und einer Jugend, die niemals altert.“⁶

Robert Putnam brachte das Konzept des *Sozialkapitals* in Umlauf.⁷ Er unterscheidet dabei zwei Aspekte sozialen Kapitals. Der eine ist der *Zusammenhalt*, durch den sich ähnlich gesinnte Menschen im Sinne einer gemeinsamen Identität, geteilter Werte, Geschichte, Tradition, Religion usw. aneinander binden. Das bringt seine ganz eigenen Probleme mit sich. Deshalb muss es vom zweiten Aspekt des Sozialkapitals ausgeglichen werden, nämlich vom *Brückenbauen*, der Hinwendung zu den Anderen. Bei der Erneuerung des städtischen Lebens, die die Armen und Benachteiligten im Blick hat, könnten engagierte Glaubensgemeinschaften mithelfen, das so-

⁶ Die Charta von Auroville, 28.02.1989, <https://auroville.de/index.php/auroville/die-charta> (18.06.2020); vgl. Anu Majumdar, Auroville. A City for the Future, Noida 2017.

⁷ Vgl. Robert D. Putnam, Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community, New York 2000.

ziale Kapital dieses Lebens (sowohl hinsichtlich des Zusammenhalts als auch des Brückenbauens) zu stärken und seine Lebensqualität in jeder Hinsicht zu verbessern. Soziales Kapital – vor allem bei einem Gleichgewicht von Zusammenhalt und Brückenbau – kann die Widerstandsfähigkeit hervorbringen, die gebraucht wird, um die Armut in der Stadt zu überwinden (was finanzielle Mittel allein nicht erreichen können). Und es kann dem erschreckenden Mangel an Gemeinschaftssinn bis zu einem gewissen Grad abhelfen.

Der Schrei der Armen in den Städten

In der Stadt des Pharaos wurde der Schrei der Armen nicht gehört. In unseren Städten bestehen die sozialen und wirtschaftlichen Peripherien aus zahlreichen Slums, wo furchtbare Lebensbedingungen herrschen; es gibt viel Ablehnung und die Stimmen der Armen und Opfer werden systematisch zum Schweigen gebracht. In Asien, Afrika und Lateinamerika leben die Armen von den Brosamen der Städte, die von den Mächten des globalen Spätkapitalismus und des neoliberalen Marktes geprägt sind. Auf den herrlichen Hügeln rund um Rio de Janeiro befinden sich die *Favelas*, wo mehr als eine Million Menschen vom Abfall der Stadt leben. Indien hat eine Stadtbevölkerung von 377 Millionen Menschen – mehr als die Gesamtbevölkerung der USA! Mehrere Millionen von ihnen leben in Slums wie dem von Dharavi in Mumbai, dem größten Slum Asiens. Sie schlafen, kochen, kopulieren und entleeren sich in überfüllten Räumen und auf Gehwegen, ohne Sicherheit, ohne ausreichende Nahrung und Gesundheitsversorgung. Slums sind „ungewollte Städte“⁸. In Manila leben nicht weniger als 50 Prozent der Stadtbevölkerung in Slums. Bis vor einigen Jahren lebten tausende Familien am „rauchenden Berg“ von Tondo (Manila) davon, zwei Millionen Tonnen von Stadtabfällen zu

⁸ Vgl. Jai Sen, „The Unintended City“, in: Vinay Lai (Hrsg.), *The Oxford Anthology of the Modern Indian City. Making and Unmaking the City*, Delhi 2013, S. 145–154.

durchstöbern. Ebenso werden die Armen in den Slums zu Opfern von Menschenhandel, sexuellem Missbrauch, gefährlichen medizinischen Experimenten, Drogenhandel usw.

Man spricht heute gern von Lebensqualität. Aber was für eine Lebensqualität ist das, wenn wir Menschen davon ausschließen und ihnen ein Mindestmaß an Raum für ein Leben in Würde verweigern? Die Armen, die sich für ein Leben in der Stadt entscheiden, leiden immens unter dem Mangel an offenen Räumen, unter sozialer Isolation und dem Fehlen von Orten, wo man sich wie in den Dörfern treffen und unter Leute kommen kann. Zudem besteht eine unentwirrbare Verknüpfung zwischen Armut und Umweltzerstörung. Armut ist der größte Verschmutzer, wie man in den Großstädten der Entwicklungsländer deutlich sehen kann.

Neben einer gesunden Wirtschaft, der Schaffung von Infrastruktur, Umweltsicherheit, Abfallrecycling und guter Verwaltung braucht eine Stadt unbedingt *ein menschliches Gesicht* oder, wie Emmanuel Levinas sagen würde, einen „humanistischen Urbanismus“⁹. Hier könnten Glaube und Theologie zur Schaffung eines menschlichen Gesichts beitragen, indem sie die Probleme und Sorgen der Menschen ansprechen, für die sich die Akteure der Wirtschaft, der Politik und der Kultur als nicht zuständig betrachten. Die Perspektiven des Glaubens und die Theologie führen uns über bloße Dienstleistungen an den urbanen Opfern hinaus – und hin zu ihrer Würde als Menschen. Die Option des Evangeliums für die Armen wird in eine Stadtplanung zu übersetzen sein, die von unten beginnt, auf den Schrei der Armen hört, sich um ihre Lebensbedingungen kümmert und auf ihre Bedürfnisse und Wünsche eingeht.

Für viele besteht „Citypastoral“ darin, säkularisierten Menschen den Glauben näher zu bringen und sie davor zu bewahren, konsumgieriger Materialisten zu werden. Heute sollten wir aber den Glauben und den pastoralen Einsatz im Lichte von *Gaudium et spes* verstehen. Das heißt, es geht darum, dass Kirche, Glaube und Theologie sich um

⁹ Vgl. Michael L. Morgan, *Levinas's Ethical Politics*, Bloomington IN 2016, S. 179.

die umfassenderen Probleme der Stadt kümmern, die die Menschen unabhängig von Religion, Geografie, Hautfarbe und Kultur betreffen.

Als theoretische Prämisse für dieses glaubensinspirierte Unterfangen gilt, dass wir uns darüber im Klaren sein müssen, dass die Identität des städtischen Raums – wie andere Identitäten auch – aus Beziehungen aufgebaut ist, nicht aus apriorischen essentialistischen Vorstellungen. *Räumen* muss Bedeutung erst eingeschrieben werden, und zu *Orten* werden sie durch zwischenmenschliche Begegnungen und Beziehungen. Der technokratische Ansatz nimmt den städtischen Raum nur in seiner Materialität wahr und übergeht dabei den schöpferischen Aspekt, der einen Raum zu einer menschlich ausgestatteten Wirklichkeit macht. Das aber ist eine wichtige Voraussetzung, um die Armen im städtischen Raum zu verstehen. Das führt uns zum nächsten Punkt.

Von der „Smart City“ zur „mitfühlenden Stadt“

Seit 2008 ist die *Smart City* zum erklärten Ziel vieler Staaten und Unternehmen überall auf der Welt geworden.¹⁰ Dieses Projekt sieht vor, die Städte zu transformieren und sie durch digitale und andere technologische Kommunikationsmittel sowie durch Automatisierung zu verwalten und dabei vorhandene Ressourcen möglichst intelligent einzusetzen. Es ist ein Ansatz aus der Perspektive des Stadtmanagements. Mir scheint, dass die dominierenden Stadtprojekte von heute nichts anderes sind als zeitgenössische Anwendungen des linearen oder dialektischen Fortschrittsmodells der europäischen Aufklärung, das alles von Entwicklung und Evolution her denkt. Dieses Paradigma war so einflussreich, dass sogar die christlichen Schriften so interpretiert wurden, als hätte Gott wie ein Stadtplaner und Manager seine eigene Straßenkarte und seinen ausgearbeiteten *Heilsplan!*

¹⁰ Im Juni 2015 startete die Regierung von Indien ihre „Smart Cities Mission“ mit dem Ziel, einhundert Städte technologisch und nachhaltig zu entwickeln.

Die menschlichen Probleme können weder mit Geld noch mit Technologie und Management gelöst werden. So verführerisch das Projekt der *Smart City* erscheinen mag – es ignoriert eine Vielzahl sozialer, ökonomischer und politischer Fragen. Eine humane Stadt kann nicht geschaffen und unterhalten werden, wenn die Menschen nicht Vorrang haben vor der Technologie, die nur eine dienende Rolle zu spielen hat. Regeln und Praktiken können sich nur ergeben im Austausch und Dialog mit den Menschen, auf dem Wege der Ermittlung ihrer Bedürfnisse und Wünsche. Wenn wir Planungen über den Dialog stellen, erliegen wir der gefährlichen aufklärerischen Idee des Fortschritts und der Entwicklung. Ein Dialogprozess hingegen wird die Städte von unten her gestalten. Kurz, das Projekt einer Stadt kann nur ein beständiger Prozess des Dialogs und des menschlichen Austauschs sein.

Wo massive Armut, die Verneinung grundlegender Lebensbedürfnisse und das Fehlen adäquater Räume die Situation in der Stadt kennzeichnen – wie es vor allem in den sogenannten Entwicklungsländern der Fall ist –, dient das Projekt der *Smart City* eher den Interessen der Elite und der Mittelschicht und reagiert auf die Bedürfnisse des Kapitals und des Marktes. Dabei wird vergessen, dass der Aufbau einer Stadt eines umfassenden politischen Prozesses bedarf, innerhalb dessen entgegengesetzte Klassen und Kasten, unterschiedliche Ethnien, Migranten, Flüchtlinge, Vertriebene und widerstrebende ökonomische Interessen ein Verhältnis zueinander finden müssen. Das Problem der *Smart City* liegt darin, dass es – trotz der Ungleichheit der Bürger, ihrer gegensätzlichen sozioökonomischen Stellung und ihrer unterschiedlichen Interessen – ein gänzlich entpolitisiertes Projekt ist, das auf vermeintlicher Neutralität und Unparteilichkeit basiert.

Allem Anschein nach wird die Stadtplanung entscheidend vom Kapital und den Anforderungen des Marktes beeinflusst, während es für die Armen und an den Rand des Stadtlebens Gestoßenen nur Lippenbekenntnisse gibt. Zugleich aber benötigt die Stadt der Zukunft dringend den Geist der menschlichen Solidarität, radikale Sorge füreinander und unendliches Mitgefühl – Güter, die heute alle-

samt knapp sind. Wir können nicht erwarten, sie dort vorzufinden, wo die menschlichen Beziehungen über das Geld und den Markt geregelt werden. Friedrich von Hayek brachte es auf den Punkt, als er sagte, Liebe habe in der Ökonomie keinen Platz.¹¹ Deshalb läge einer der bedeutsamsten Beiträge von Glaube und Theologie für die Zukunft unserer Städte in der Entwicklung einer neuen, alternativen Vision und Orientierung aus dem Geist der Liebe, der Fürsorge und des Mitgefühls. Wir befinden uns auf einem wenig tragfähigen Fundament, wenn wir unser gegenwärtiges Sozialleben und unsere politischen Institutionen auf einen imaginären *Gesellschaftsvertrag* (Jean-Jacques Rousseau) gründen oder uns darauf verlassen, dass sich Gerechtigkeit auf der Grundlage eines hypothetischen *Urzustands* (John Rawls) einstellt. Dieses Fundament hat bedeutende Mängel, liegt es doch zugleich der Krise des Liberalismus, des Kapitalismus und des Marktes zugrunde.¹² Solange wir uns an den Gesellschaftsvertrag und die Logik des Marktes halten, gibt es keine überzeugende Antwort auf die Frage nach der Solidarität mit den Armen und Marginalisierten. Die Armen seien selbst schuld an ihrem Los, sagt das entsprechende Argument. Deshalb brauchen wir eine alternative Vision und Perspektiven, die unser gemeinsames Menschsein erhellen, unser gesellschaftliches Leben und unsere zwischenmenschlichen Verhältnisse jenseits von Eigeninteresse und Wettbewerb beschreiben. Das muss bedacht werden, wenn wir Städte mit anderen Prioritäten und Werten als jenen des Marktes und des Konsumismus gestalten oder umgestalten wollen.

Kein Einsatz von Technologie und Managementtechniken kann die menschliche Solidarität, die Fürsorge und das Mitgefühl ersetzen, die den Herzschlag der Städte der Zukunft ausmachen werden. Mitfühlende Augen sehen mehr und weiter als die fortgeschrittensten technologischen Mittel und Projekte. Wie im Evangelium die Augen der Eliten sich auf die Erhabenheit und Schönheit des Tempels rich-

¹¹ Vgl. Friedrich A. von Hayek, *The Constitution of Liberty*, Chicago 1960.

¹² Vgl. die Ausgabe des *Economist* vom 15.–21. September 2018, die sich mit der Krise des Liberalismus befasst.

ten, schauen die mitfühlenden Augen auf die arme Witwe. Ihr stilles Opfer von zwei kleinen Münzen veranlasst Jesus zu Lob (Mk 12,41–44; Lk 21,1–4). Gerade die Menschen, die durch harte Arbeit den Löwenanteil zum Aufbau der Stadt beisteuern – die Armen, die Migrant*innen, die Flüchtlinge, die Diskriminierten –, werden ignoriert und zur Seite geschoben. Und sie haben keine Stimme bei der Gestaltung ihres Lebensraums. Für Planer sind Slums eine Peinlichkeit. Anstatt ihnen als Realität des menschlichen Lebens zu begegnen, plant man, sie zu beseitigen. Dies ist der Vision eines neuen Jerusalems, die Jesaja formulierte, diametral entgegengesetzt: „Ich werde über Jerusalem jubeln und frohlocken über mein Volk. Nicht mehr hört man dort lautes Weinen und Klagegeschrei. [...] Sie werden Häuser bauen und selbst darin wohnen [...]. Sie werden nicht bauen, damit ein anderer wohnt“ (Jes 65,19–22).

Die Stadt ist nicht einfach ein Ort, sondern ein *Milieu*. Es ist ein Milieu der Gemeinschaft, in dem Völker und Gruppen gedeihen können, indem sie sich zusammentun und in Solidarität miteinander leben. Den Nächsten zu lieben, war relativ einfach, solange der Nachbar dieselbe Hautfarbe, Religion, Kultur und Sprache hatte. Wo wir aber keines dieser Dinge gemeinsam haben und trotzdem aufgerufen sind, einander zu lieben und Beziehungen zu schaffen, wird die Sache ernst. Nachbarschaft ist nicht lediglich eine Angelegenheit physischer Nähe, sondern eine des Verhandeln und der Kommunikation. Die Fremdheit des Nachbarn erzeugt *Xenophobie*. Wie aber gelangt man von der Xenophobie zur *Xenophilie*, das heißt zur *Liebe zum Fremden*? Wie können wir das wachsende Misstrauen, das uns von der lebenswichtigen Kommunikation abschneidet, zu größerem Vertrauen und zur Solidarität unter den Stadtbewohnern transformieren? Können Glaube und Theologie den Menschen helfen, diesen Wandel zu bewerkstelligen? Es ist bemerkenswert, dass fast alle Briefe von Paulus an Stadtbewohner gerichtet waren. Sie wurden geschrieben, um die Probleme der dortigen Gemeinden anzusprechen.¹³ Paulus benutzt

¹³ Vgl. Steve Walton u. a. (Hrsg.), *The Urban World and the First Christians*, Grand Rapids 2017.

einen seltenen Ausdruck, als er die Philipper auffordert, „als gute Bürger zu leben“ (*politeuesthe*, Phil 1,27). Für Paulus ist die Stadt ein Ort der Gemeinschaft, der Gegenseitigkeit, der Beziehungen – etwas ganz anderes als der verdichtete Raum von Händlern und Konsumenten, der das heutige Bild der Stadt ausmacht. Er ermahnt die Gemeinde von Kolossä: „Bekleidet euch mit barmherziger Zuneigung“ (Kol 3,12). Das dürfte sich sowohl auf die Beziehungen innerhalb der Gemeinde als auch auf die sie umgebende Gesellschaft beziehen.

Die Stadt als Gemeinschaft wird von allen erschaffen, die in ihr leben. Eine Stadt ohne Gemeinschaftsbeteiligung kann auf Dauer nicht funktionieren. Den Armen, Migranten und Flüchtlingen die Teilhabe zu verweigern, wird deren Verletzbarkeit nur vermehren. In den großen Städten, vor allem in den Entwicklungsländern, stellen wir fest, dass die Reichen sich zunehmend in „gated communities“ isolieren, Wohngebieten also, die mit Mauern und Zäunen den Armen jeglichen Zutritt verwehren. Die Wohlhabenden sichern sich auch die besten Gegenden und Grünanlagen und privatisieren öffentliche Räume. Wenn die Kirche in solchen Fällen eine bekennende Kirche sein möchte, sollte sie am besten ihre Kirchengebäude und -gelände, ihre Infrastruktur und Einrichtungen den gemeinsamen Zwecken der Anwohner, vor allem der Verwundbarsten unter ihnen, zur Verfügung stellen. Nur so kann sie eine Kirche ohne Mauern sein. Auf diese Weise wird die Kirche in ein echtes Gespräch mit den Menschen vor Ort eintreten, und die Menschen werden anfangen zu spüren, dass die Kirche für sie da ist. Dies sind die Wege, Solidarität und Gemeinschaft zu ermöglichen. All dies kann auch helfen, bei „Säkularen“ und Menschen aus anderen religiösen Traditionen die Ängste und das Misstrauen gegenüber den Motiven des kirchlichen Engagements für die Stadt zu zerstreuen.

Stadt und Ökologie

Das gegenwärtige Entwicklungsmodell geht auf Kosten der Natur. Der ungebremste globale Konsum erzeugt beständig Berge von Abfall in unseren Städten (2016 zwei Milliarden Tonnen) und gefährdet ernsthaft die Gesundheit und das Überleben der Menschen. Papst Franziskus sagt uns, die Stadtplanung sollte nicht nur ästhetischen Vorgaben folgen, sondern vor allem zur *Lebensqualität* beitragen sowie die Verbindungen unter den Menschen, die Solidarität und das Gefühl der Zugehörigkeit fördern. Der Papst träumt von einem anderen Modell der Stadt:

„Wie schön sind die Städte, die das krankhafte Misstrauen überwinden, die anderen mit ihrer Verschiedenheit eingliedern und aus dieser Integration einen Entwicklungsfaktor machen! Wie schön sind die Städte, die auch in ihrer architektonischen Planung reich sind an Räumen, die verbinden, in Beziehung setzen und die Anerkennung des anderen begünstigen!“¹⁴

In seiner Enzyklika *Laudato si'* ruft Franziskus die Städteplaner auf, die Auswirkungen der Stadtprojekte auf die Umwelt zu berücksichtigen und das Menschliche und Soziale in die natürliche Umwelt zu integrieren. Eine alternative Vision betrifft auch die Entwicklung ökologisch nachhaltiger Landschaften und Lebensweisen in den Städten. Die Umweltschäden und klimatischen Veränderungen, die die Stadt für ihre Bewohner und für die Welt verursacht, werden nicht allein durch technokratische Lösungen oder Veränderungen in der Stadtplanung behoben werden können. Nötig sind vielmehr ein neues Denken und eine Lebensweise, die Respekt vor der Natur hat und verantwortungsvoll mit ihren Ressourcen umgeht. Dazu könnten Glaube und Theologie in reichem Maße beitragen.

¹⁴ Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium* über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, 24. November 2013 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 194), hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2013, Nr. 210.

Religiöse und humanistische nichtstaatliche Akteure

Bürgerinitiativen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) haben ihre Hände am Puls der Menschen und stehen mit den Beinen fest auf steinigem Boden. Die Zivilgesellschaft und die sozialen Bewegungen – von autokratischen Regimen häufig unterdrückt – können eine wichtige Rolle spielen bei der Gestaltung unserer Städte. Sie sollten den Hoffnungen und Wünschen der Menschen ein Echo verschaffen – vor allem den Marginalisierten und Diskriminierten unter ihnen. Die Begegnung von Glaube und Theologie mit zivilgesellschaftlichen Initiativen und sozialen Bewegungen könnte für beide Seiten vorteilhaft sein und das gemeinsame Ziel, Städte für die Menschen zu schaffen, stärken. Ein bemerkenswertes Dokument der Anglikanischen Kirche mit dem Titel *Faithful Cities* erinnert uns daran, wofür der Glaube angesichts der heutigen Städte stehen könnte:

„Trotz seiner ambivalenten Geschichte und seiner Fähigkeit, Hass und Konflikte zu schüren, ist der religiöse Glaube immer noch eine der reichsten, dauerhaftesten und dynamischsten Quellen von Energie und Hoffnung für die Städte. Der Glaube ist eine bedeutsame – und oft unverzichtbare – Ressource beim Aufbau von Beziehungen und Gemeinschaften. Mit den Werten, für die sie eintreten, dem Dienst, zu dem sie anregen, und den Ressourcen, über die sie verfügen, leisten Glaubensorganisationen einen entscheidenden Beitrag für die Gemeinschaft.“¹⁵

Religiöse Basisinitiativen legen vielleicht nicht so viel Wert auf das traditionelle religiöse Establishment, aber sie repräsentieren sozusagen die *liquid religion*. Ihr Fließvermögen ist ein großer Vorteil, wenn es um effektive, rechtzeitige und relevante Interventionen in städtische soziale und politische Prozesse geht. Dialog und Kooperation zwischen religiösen Gruppen und humanistischen nichtstaat-

¹⁵ Das Zitat stammt aus dem anglikanischen Dokument „Faithful Cities“, zit. nach: *International Journal of Public Theology* (2008) 1, S. 17. Der Vorläufer des Dokuments war „Faith in the City“ (1985), das im Ton, Ansatz und Ausrichtung anders war.

lichen Akteuren können deren Arbeit für die Transformation der Städte verstärken. Glaube und theologische Reflexion können die nichtstaatlichen Akteure begleiten. Gemeinsam können sie eine prophetische Rolle spielen beim Protest und Widerstand gegen ein Stadtmodell, das sich strukturell gegen die Armen richtet und der Gier Vorschub leistet. Eine solche Stadt ist den Werten des Evangeliums und seiner guten Nachricht für die Armen diametral entgegengesetzt.

Herausforderung für die Theologie

Die herrschende Theologie hat sich mit der Frage abgemüht, wie der Glaube mit der Moderne zu versöhnen wäre. Heute aber muss die theologische Fragerichtung sich ändern, sich den Problemen der Armut, der materiellen Not, der Menschenwürde, der Menschenrechte, dem gemeinschaftlichen und sozialen Zusammenhalt zuwenden und sich der reichen Quellen des Glaubens in puncto Handeln und Engagement bedienen. Dies hat Folgen für die theologische Methode und Ausrichtung. Um beispielsweise auf das Leben in der Stadt eingehen zu können, muss die Theologie narrativer werden und sich auf die Lebenserfahrungen der Menschen einlassen. Weil es daran mangelt, haben die heutigen theologischen Institutionen – leider – nur wenig öffentlichen Einfluss. Die Probleme unserer Städte können für die Theologie eine Gelegenheit sein, sich aus ihrer Selbstisolation zu befreien und sich mit den umfassenderen Themen und Fragen zu befassen, die heute von den NGOs aufgebracht werden und so wichtig für ein harmonisches Zusammenleben sind.

Darüber hinaus könnte die Theologie ihr Betätigungsfeld erweitern und *öffentliche Intellektuelle* hervorbringen, die für die Sache gerechter und ökologisch nachhaltiger Städte eintreten. Öffentliches Engagement für die Fragen, die das Leben der Stadt – und besonders dasjenige ihrer Armen – betreffen und die Formulierung ökonomischer und ökologischer Handlungsmöglichkeiten, die die bestehenden Notlagen beheben und die Lebensqualität aller verbessern – das

ist es, was ein engagierter Glaube, was Kirche und Theologie Hand in Hand mit nichtstaatlichen Akteuren tun könnten.

Aus diesen Erfahrungen heraus sollten wir nachdenken über neue Arbeitsgebiete und Forschungsfelder für Theologinnen und Theologen, die als öffentliche Intellektuelle ihr Interesse auf die Zukunft der Stadt lenken. Auch wenn die Städte überall auf der Welt viele Dinge gemeinsam haben, gibt es unter ihnen doch unleugbar auch beachtliche Unterschiede aufgrund ihrer Geschichte und der jeweiligen sozialen und politischen Bedingungen. Theologen könnten einige der drängendsten Probleme und Sorgen einer näheren Betrachtung unterziehen und Gebiete für tiefergehende Reflexion und Forschung in diesem Kontext benennen. Das könnte die Ausrichtung städtischen öffentlichen Handelns bezüglich der Förderung sozialer Gerechtigkeit, des Zusammenhalts und Schutzes der Umwelt voranbringen. Dafür wäre es sinnvoll, dass Theologie und theologische Forschung sich von anderen Disziplinen in die Pflicht nehmen lassen und den Charakter öffentlicher Theologie annehmen.

Fazit

In früheren Zeiten dienten Mauern mit Wachtürmen rund um die Stadt dazu, die Bürger zu beschützen. Weit entfernt davon, sichere Zufluchtsorte zu sein, sind unsere Städte heute zu Zentren von Terror und Unsicherheit geworden. Recht verstanden sind die Menschenrechte die wirkliche neue Sicherheit unserer zukünftigen Städte.¹⁶ Doch dürfen die Menschenrechte nicht das Privileg einiger weniger sein – sie müssen für alle gelten. Dabei mangelt es uns nicht an Menschenrechten; das wahre Problem ist vielmehr die *Heuchelei* bei der selektiven Anwendung der Menschenrechte zugunsten der Reichen und Mächtigen. Deshalb, denke ich, ist es heute wichtig, sich auf die *Rechte der Armen* zu konzentrieren, zu denen auch das Recht auf ein Leben in der Stadt gehört.

¹⁶ Vgl. das Concilium-Themenheft Menschliche Sicherheit (2018) 2.

Städte sind auch Räume voller gemeinschaftlicher Verpflichtungen, deren Erfüllung einen Sinn für Solidarität und Interdependenz zum Ausdruck bringt. Die Förderung der Teilhabe und Kooperation aller beim Aufbau einer Stadt könnte helfen, den Gegensatz zwischen Einwohnern und Fremden zu überwinden. Glaube und Theologie sind aufgerufen, dabei mitzuhelfen, dass sich alle in der Stadt zu Hause fühlen – was man auf Deutsch *Beheimatung* nennt. Die Rede von „Gastfreundschaft“, die heute verbreitet ist, scheint mir dagegen ein zwiespältiges Konzept zu sein. Sie kann den dringend benötigten Sinn für *Zugehörigkeit* nicht ausdrücken. Darin liegt die Crux der Vorstellung.

Fürsorge und Mitgefühl für die Armen und Marginalisierten, die Aufrechterhaltung von Gerechtigkeit und Opferrechten, die Ermöglichung ihrer aktiven Teilhabe am Leben der Stadt, die Qualität sozialer Beziehungen, Harmonie und Zusammenhalt unter den verschiedenen Gruppen von Menschen in der Stadt – dies könnten die neuen Parameter und Kriterien werden, um die Städte der Zukunft zu beurteilen. Diese humanistischen Kriterien werden die Einschätzung von Städten nach ihrer physikalischen Struktur und ihrem technokratischen Management außer Kraft setzen.

Schließlich ist es bedeutsam, sich daran zu erinnern, dass menschliche Gesellschaften weder perfekte Entwürfe noch hübsche Zielfotos sind. Vielfalt und Verschiedenheit, die unsere Städte ermöglichen, haben einen Preis. Ich denke, wir müssen bereit sein für ein gewisses Maß an *Ungewissheit*, *Unvorhersehbarkeit*, *Beeinträchtigung* und *Unordnung*. Theologie und Glaube werden Einspruch erheben müssen, wo man den Wert des Pluralismus zugunsten einer imaginierten perfekten Gesellschaftsordnung aufgeben will. Glaube und Theologie könnten eine öffentliche Rolle spielen beim Festhalten am *Interkulturalismus*, an *Verständigung*, *Dialog* und *Verhandlungsbereitschaft*, indem sie die kulturell, religiös, ethnisch und sprachlich Anderen einbeziehen.